

Carl Albrecht Bernoulli 10. Januar 1868 bis 13. Februar 1937

Autor(en): Otto Kleiber
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1938

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f208ad68-c09f-49af-a147-f2797d72dac8>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Carl Albrecht Bernoulli

10. Januar 1868—13. Februar 1937.

Von Otto Kleiber

«Ein abseits verbrachtes Leben», so hat Carl Albrecht Bernoulli in den autobiographischen Notizen, die an seiner Bahre verlesen wurden, sein Dasein und Wirken als Gelehrter und als Dichter bezeichnet. Auch wenn man bedenkt, daß er dieses Selbsturteil in der durch schwere Krankheit getrübbten letzten Zeit seines Lebens geschrieben hat, «auf sein Bett gestreckt mit stündlichen Schmerzen», auch dann noch muß es überraschen bei einem Manne, dem geistiger Kampf Lebenselement war, den ein wahrhaft fanatischer Arbeitstrieb beseelte, der, mit Bewußtheit auf die stille Gelehrtenklause verzichtend, immer wieder auf die Tribüne hinaustrat, und der seinen intensivsten dichterischen Einsatz der aktivsten Form poetischer Betätigung, dem Theater, gewidmet hat.

Und doch dürfen wir in jenem Ausspruch nicht eine bloß augenblicksbedingte Aeüßerung oder gar ein gewolltes Paradoxon erblicken.

Der Dichter, der sich der «Rätselgestalt des Lebens» von immer neuer Seite näherte, der Religionsforscher, der sich frühe schon von seinen Fachgenossen absonderte und seine eigenen, oft kühnen Wege ging, er mußte wohl wie wenige um das innere Einsamsein wissen.

Gerade weil die Erkenntnis der Schwierigkeiten seines «geistigen Doppelwesens» in ihm stark war, hat Carl Albrecht Bernoulli immer wieder darauf gehalten, die Umwelt von der «tiefliegenden Einheit» dieses Dualismus zu überzeugen. Die dichterische Betätigung war ihm ebenso innerste Angelegenheit wie die wissenschaftliche: für ihn liefen beide nicht nebeneinander her, sondern sie beding-

ten und befruchteten sich gegenseitig. Ohne die Kraft der Intuition, ohne die dichterische Tiefenschau und die poetisch eigenwillige Form der Sprache wären Bernoullis wissenschaftliche Werke nicht das, was sie sind, wie anderseits sein Dichten sehr tief verwurzelt war im Urgrund seines denkerischen Wesens. Seine Dramatik und vor allem seine Lyrik sind dafür in ganz besonderem Maße Zeugen; schwer, ja allzu schwer hängt oft das Gedankliche im Gefüge seiner dichterischen Gebilde.

Die innere Einheit war also da. Ueber ihre Wirkung auf die Umwelt freilich war sich Bernoulli von allem Anfang an im klaren. Hat er es doch schon frühe ausgesprochen, daß die Gelehrten ihn zu den Dichtern, die Dichter ihn aber zu den Gelehrten schicken würden. Und so ist es auch vielfach gekommen. Bernoulli hat es nicht nur mit Gleichmut aufgenommen, er hat im Gegenteil aus dem Stillschweigen oder aus den Angriffen seiner Gegner immer wieder neue Arbeitsimpulse gehoben.

«Ich bin, weil ihr seid!

Ihr meine Schöpfer, ihr unfreiwilligen!»

hat er seine Feinde im Gedicht begrüßt. In seinem geistigen Doppelwesen bestand seine Eigenart. Als eine Sondererscheinung wird er in seiner Wissenschaft und im schweizerischen Schrifttum fortleben.

Im Jahre 1895 habilitierte sich der junge Theologe als Privatdozent für Kirchengeschichte an unserer Universität. Bernhard Duhm und Franz Overbeck waren die Lehrer gewesen, die einen tiefen Einfluß auf ihn ausgeübt hatten. Vor allem wuchs sein Verhältnis zu Overbeck über das des Schülers zu dem des Mitkämpfers und Wegbereiters aus. In seiner Geistesspur veröffentlichte Bernoulli im Jahre 1897 ein Werk über die «wissenschaftliche und kirchliche Methode in der Theologie», das nicht gerade geeignet war, dem jungen Gelehrten seinen akademischen Berufsweg zu ebnen. Zog er in ihm doch scharf den Trennungsstrich zwischen Wissenschaft und Kirche, zwischen Theologie und Religion. Schon damals zeichnete sich seine weite

Auffassung der Religion als einer von Dogmen freizuhaltenden Empfänglichkeit für kosmische Kundgebungen ab, wie er sie in späteren Werken dann noch intensiver ausgebaut und vertreten hat.

Aber mit diesem ersten Schritt schien ihm nicht genug getan. Im selben Jahre erschien von ihm auch sein erster Roman: «Lukas Heland», in dem er mit dichterischen Mitteln seine Stellung zu Theologie und Kirche verteidigte.

Schon ein Jahr später verzichtete Bernoulli auf seine Dozentur; die akademische Laufbahn schien ihm zu unsicher; die Aussicht auf eine durch kein Amt gehemmte schriftstellerische Tätigkeit zog ihn stärker an. Auf einem langjährigen Auslandsaufenthalt (Berlin, Paris) brachte er sie denn auch auf beiden Gebieten, dem wissenschaftlichen wie dem dichterischen, zu fruchtbarer Entfaltung.

Sein Lehrer und Freund Overbeck hatte ihm die Betreuung seines gesamten Nachlasses zugewiesen. Bernoulli hat sich diesem Dienste hingeeben, bis in seine letzte Lebenszeit hinein, von der Veröffentlichung von Overbecks Johannes-Studien bis zu der Herausgabe von dessen Uebersetzung der «Teppiche» des Kirchenvaters Klemens von Alexandria. Schon zu Lebzeiten hatte Overbeck Bernoulli auch die Verwaltung und Auswertung der auf sein Freundschaftsverhältnis mit Friedrich Nietzsche bezüglichen Dokumente und Briefe übertragen. Mit großem Eifer hat sich Bernoulli auch dieser Aufgabe gewidmet und ist durch sie tief in die Gedankenwelt des Philosophen hineingewachsen. Die Kenntnis des Nachlasses von Kögl, des wissenschaftlichen Organisators des Weimarer Nietzsche-Archives, führte ihn immer mehr zur Ueberzeugung, daß die Methoden, mit denen in Weimar an Nietzsches Werk und Hinterlassenschaft gearbeitet wurde, wissenschaftlich anfechtbar waren. Mit seinem angriffigen Temperament verlieh er dieser Ueberzeugung Ausdruck. Sein großes Werk «Overbeck und Nietzsche» (2 Bände, 1908) wurde zur verlegerischen Sensation. Denn

der Gegenstoß von Weimar war nicht ausgeblieben: die mächtigen Zensurflecken im Texte des Werkes waren Zeugen davon. Mit unermüdlichem Eifer hat C. A. Bernoulli in der Folge die «Basler Tradition» der Nietzsche-Forschung gehütet und ausgebaut und sich so in der auf wissenschaftlichen Methoden fußenden, in der Ausdeutung persönlicher Verhältnisse unabhängigen Erschließung von Nietzsches Werk einen Namen geschaffen. Zu einer Gesamt-Deutung der Nietzsche-Probleme stieß er freilich nie vor, wenn sie auch im Kerne im oben genannten Werk erfaßt sind. Dem Verhältnis Nietzsches zur Schweiz hat Bernoulli in einem kleinen Buche eine vorzügliche Sonderdarstellung gewidmet.

Ueber diesen Arbeiten auf philosophischem Gebiet wurden aber die religionshistorischen Studien nicht vernachlässigt. In ihrem Mittelpunkt steht die Kultur des Evangeliums. Als erste Frucht erschien ein Buch über Johannes den Täufer und die Urgemeinde.

Im Jahre 1922, «nach einer Jubiläumspause von vollen 25 Jahren», die freier schriftstellerischer Tätigkeit gewidmet war, ist C. A. Bernoulli dann wieder einem Rufe der Universität gefolgt. Er übernahm das Ryhinersche Lektorat für kritische und historische Theologie und hat als außerordentlicher Professor unserer theologischen Fakultät nicht nur als Lehrer gedient, sondern sich auch für ihre Erhaltung nach Kräften eingesetzt, als diese zur Diskussion gestellt wurde.

In diese zweite Periode seiner akademischen Tätigkeit fallen auch seine zwei religionshistorischen Hauptwerke: seine Deutung der drei ersten Evangelien und seine Bemühungen um J. J. Bachofen.

Seine Evangeliendeutung mit dem Titel «Jesus, wie sie ihn sahen», ist ganz aus seelischem Erlebnis heraus erfaßt, sie betrachtet die Quellen vom Gesichtspunkt des historisch Möglichen aus. Sie wendet sich sowohl gegen die Leugner eines historischen Jesus, als auch gegen den historischen Jesus der kirchlichen Dogmatik; sie setzt

neben den Jesus der liberalen Theologie den Jesus der Urgemeinde, wie die Jünger ihn sahen, den «dunkeln Jesus, der aber nicht der okkulte Christus der theosophischen Hexenmeister ist», dessen große Menschlichkeit vielmehr ganz im Geheimnis des «Menschensohnes» ruht. Und was hier der Forscher mit den Mitteln wissenschaftlicher Betrachtung, wenn auch zugleich mit poetisch nachschaffendem Gefühl erreicht, das hatte früher schon der Dichter, rein aus innerer Schau heraus in einen Sonettenkranz geformt. Und beide Male wurde es ein «Preis Jesu».

Wie Bernoulli hier aus seelischer Einfühlung heraus in die Tiefe religiöser Forschung vorzudringen versuchte, so mußte er auch im Mythos ahnungsvoll das geschichtliche Leben erkennen: «Seelische Entfaltungen müssen metaphysische Gewißheiten irgendwelcher Art zur Voraussetzung haben, irgendein mystisches okkultes Wissen von außerlogischer Abkunft, das indessen zugleich modern, nämlich biologischen Ursprungs und aus dem Blut offenbart wäre.» Darum fühlte sich Bernoulli von Bachofens Symbolschau mächtig angezogen, und er wendete Jahre eifriger Arbeit daran, die vergessene Bedeutung dieses Basler Religionsforschers wieder ins Licht zu setzen. Und wie dem Jesusbuch, so geht auch hier der wissenschaftlichen Versenkung eine Stufe der poetischen Versenkung voraus. Das Hinneigen und Hinhorchen zu den Urformen, zu den dunklen chthonischen Mächten in den alten Göttermythen hatte schon sein hymnisches Epos «Orpheus» erfüllt, wie auch in dem und jenem seiner Dramen und Romane im Grundthema oder im Vorbeigehen an das Geheimnis des Unterirdischen gerührt wird. Seine Totentanz-Spiele erhalten, über die baslerische Eigennote hinaus, ihre besondere Tönung durch die Berührung mit Bachofens Gedankenwelt. «J. J. Bachofen und das Natursymbol» heißt das der gleichnishaften Bedeutung der erdenmütterlichen Urkräfte nachgehende, wissenschaftlich schwer befrachtete Hauptwerk, und «Urreligion und das Natursymbol» ist der Titel einer Bachofen-Auswahl.

Runden sich C. A. Bernoullis Leistungen auf philosophischem und religionshistorischem Gebiet, seine Pionierarbeit für Overbeck, Nietzsche und Bachofen allein schon zu einem Lebenswerk von imponierender Wichtigkeit, so setzt die Tatsache, daß mit ihr eine nicht minder produktive dichterische Tätigkeit eng verbunden war, diesen unbändigen Arbeits- und Schöpferwillen erst ins richtige Licht.

Neben seinen wissenschaftlichen Werken hat C. A. Bernoulli noch etwa zwanzig Dramen, sieben Romane und zahlreiche kleinere Erzählungen sowie fünf Lyrikbände hinausgehen lassen. Eine überreiche essayistische Tätigkeit in Zeitschriften und Zeitungen kommt noch dazu. Dabei stand der Uermüdliche seiner Produktion keineswegs so unkritisch gegenüber, wie seine Gegner etwa behaupteten. Er wußte im Gegenteil sehr wohl, daß Quantität noch nicht Fülle bedeutet; ja er hat selbst von sich bezeugt: «Was ich an Höhe noch nicht habe, bringe ich einstweilen an Breite ein», und in seinem schon erwähnten Lebensabriß nennt er seine Dramen und Romane bescheiden «Versuche».

Konnten seine wissenschaftlichen Werke nur mit dem eng umgrenzten Kreis einer gebildeten Leserschicht rechnen, von der der Autor am Ende seines Lebens für sich lediglich das Zeugnis eines «redlichen methodisch kritischen Religionsforschers» erwartete, so drang er mit seinen Dichtungen in weiteste Volkskreise vor.

Schon jener Erstling «Lukas Heland» fiel, obschon er noch unter der Belastung mit wissenschaftlichen Problemen litt, durch seine frische Tonart auf. Mit dem «Sonderbündler» und dem «Gesundgarten» verstärkte sich der Eindruck von Bernoullis von allem Menschlichen stark bewegter Art. Im «Sterbenden Rausch» suchte er das Erlebnis der Grenzbesetzung zu fassen, und im «Burgerziel» wagte er sich gar an stadtbernisches Milieu heran. Immer wieder staunte man über des Dichters Lebendigkeit im Gestalten von Zeiterscheinungen. Am meisten wohl beim

«Ull», der zwei Jahre vor dem nationalsozialistischen Umbruch erschienenen Geschichte eines jungen Deutschen, in der das Führerproblem angepackt wird. Mit ungewöhnlicher Vitalität fühlt sich der Dichter in die verschiedenartigsten Lebenskreise ein; er bewegt sich im Zimmer des Unternehmers ebenso sicher wie in der Proletariersiedlung; Arbeiter, Sportsjugend, Soldaten, Börsianer, alle sind packend erfaßt. «Gleichgültig, wieviel davon aus eigener Anschauung stammt, diese Gestalten sind alle sicher in ihre Schuhe gestellt und haben den sprechenden Blick des Lebens», bezeugt der in einem ganz andern geistigen Lager stehende Joseph Nadler von diesem Roman.

Schwerer wird der Zugang zu Bernoullis Lyrik: das sprachlich Barocke, dem er zuneigt, will zu dem geistigen Untergrund, in dem «Wahn und Ahnung» (der Titel der ersten Gedichtsammlung) mit den Erkenntnissen der Sinne ringen, oft nicht recht passen. Daneben tönen aber auch wieder Strophen auf, deren schlichter Wohlklang uns einnimmt.

C. A. Bernoullis heißestes Bemühen aber galt dem Drama. Er war unter den schweizerischen Dramatikern wohl der produktivste. Wenn der Bühnenerfolg mit dieser Produktivität nicht Schritt hielt, dann war vielfach auch hier wieder intellektuelle Ueberbelastung im Spiel. Bernoulli hat sich allen dramatischen Kategorien zugewandt: er schrieb große historische Dramen und moderne Problemstücke im Kammerspielton, leichte Lustspiele und gewichtig schreitende Versdramen. Am erfolgreichsten zeigt er sich in seinen historischen Stücken, von denen sein eindrucksstarker «Zwingli», sein Prosa-Tell «Der Meisterschütze», der «Ritt nach Fehrbellin» und «Königin Christine» hervorgehoben seien. Wo der Dichter den heldischen Einzelgänger im Konflikt mit der Gemeinschaft zeigen kann, wie Zwingli vor der Schlacht bei Kappel, oder wie Tell, der im «Meisterschützen» nicht der Volksheld, sondern der grüblerische Einzelgänger und Sonderling ist, da gelingen ihm die eindrucksvollsten Szenen. Seine far-

bige Schilderungskraft, seine bewegte Sprache kommen in lebendigen Volkszenen zur Wirkung.

Darum war es Bernoulli auch beschieden, dem schweizerischen Festspiel neue Impulse zu verleihen. Er verließ das alte Geleise der lose aufgereihten historischen Bilder und schuf in «St. Jakob an der Birs» (für das Eidgenössische Turnfest 1912 in Basel) ein neues Massenspiel mit Sprechchören, in dem die dreidimensionale Bühne, die später als Neuheit hingestellt wurde, von ihm schon vorweggenommen war.

Das Jahr 1914 brachte von ihm gleich zwei wohlgelungene Festspiele. «Die Bundesburg» (Landesausstellung Bern) bildete in ihrem hohen gedanklichen Gehalt einen weitem Schritt zur Ausgestaltung dieser Spiele in der Richtung des Gesamtkunstwerks. Seine von Hermann Suter vertonte Landeshymne

«Vaterland, hoch und schön,
Heiligtum geliebter Ahnen . . . »

hat sich als stimmungsmächtiges Vaterlandslied erhalten und wird von unsern Chören immer wieder zu Ehren gezogen.

In «Die Umkehr der Stäbe» (Kantonalschützenfest Sisach) rückt Bernoulli unter diesem schlagkräftigen Titel die Wiedervereinigung beider Basel in den Mittelpunkt fröhlichen Spiels, und dies zu einer Zeit, da die öffentliche Inangriffnahme dieses politischen Problems noch in weiter Ferne lag. Als auf der Landschaft wohnender Basler kannte der Dichter beide Volksteile sehr genau, und seine glänzende Charakterisierungskunst, seine Beherrschung der Dialekte, sein sarkastischer Humor ließen ihn in diesem Spiel besonders lebensvolle Typen auf die Bühne stellen.

Sprudelnde Erfindungsgabe und sein Durchdringen volkstümlichen Stoffes mit reichem kulturhistorischem Wissen beseelten in der Folge noch weitere kleinere Festspiele (Gottfried Keller-Spiel u. a.).

Vor allem aber muß noch Bernoullis Bemühungen um

das baslerische Liebhabertheater ehrend gedacht werden. Ihm hat er mit ernsten und heiteren Stücken immer wieder neue Anregung gegeben. War schon sein Prosastil reichlich mit mundartlichen Prägungen gewürzt, so wußte er die Besonderheiten des Basler Dialekts dramatisch vorzüglich auszumünzen. Vor allem sei hier noch an seine Totentanz-Spiele erinnert. Dreimal hat er das Totentanz-Motiv dramatisch aufgegriffen, zweimal im Dialekt und einmal in der Schriftsprache in jenem breit angelegten Freilichtspiel «Der Tod zu Basel», das in zwei Sommern vor dem Münster von einer besonderen Spielgemeinde aufgeführt wurde, und in dem der Tod, dem alten Motiv getreu, in mehrerlei Gestalt auftrat. Hier, in seinen Festspielen, hat der Dichter einer typisch schweizerischen Kunst im besten Sinne Wege bereitet.

Carl Albrecht Bernoulli war Basler bis auf den tiefsten Grund seines Herzens, stolz auf sein Herkommen und bereit, für seine Stadt seine besten Kräfte zu verschwenden. Konservativ von Gesinnung, fühlte er sich doch der Zeit, ihrem Wandel und ihren Forderungen, tief verpflichtet. Satte Selbstzufriedenheit und Verhocktheit waren ihm zuwider. Impulsiv wies er immer wieder über den Standpunkt der «Philister, Bierbankrutscher, Vereinsmeier, Händeschüttler, Fahenschwenker, Lebehochschreier, Zunftesser, Kranzturner, Sangesbrüder, Tambourmajore» hinaus auf die verpflichtende Kultur des alten Basel, die darzustellen er keine Gelegenheit vorbeigehen ließ. Und damit kommen wir noch auf eine Seite von Bernoullis vielgestaltiger Wirksamkeit zu sprechen, die aus ihr so wenig wegzudenken wäre als alle übrigen: auf seine Tagespublizistik.

Als in der Mitte des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ein kleiner Kreis von Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern sich im «Samstag» jenes Organ schuf, das im baslerischen Geistesleben bald seine eigene Rolle spielte, da war auch C. A. B. dabei. Zuerst von Ber-

lin aus, dann nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er zum regen Mitarbeiter, ja während zweier Jahre zum Leiter dieses unerschrockenen kulturkritischen Kampfblättchens. Bei der Versatilität seines Geistes ist es nicht verwunderlich, daß er sich in seinen Artikeln auf den verschiedensten Gebieten bewegte. Die Kulturfähigkeit der Stadtrepublik, so wie Jacob Burckhardt sie gesehen, schwebte ihm stets als unverrückbares Ziel vor. «Wir wollen nicht der ‚Platz Basel‘ werden, wir wollen die Stadt Basel bleiben», dies war sein *ceterum censeo*, das er auf immer neue Weise abwandelte. Die Dualität, die sein eigenes Wesen war, er sah sie auch als Charakteristikum unseres Stadtstaates: auf der einen Seite die Erwerbstüchtigkeit, die er in seinem Wiedervereinigungsspiel so trefflich gezeichnet hat, auf der anderen Seite die ernste Verpflichtung zur Pflege des Geistes, die in der Universität ihren Mittelpunkt hat. «Wir Basler dürfen gerade jene ererbte Doppelnatur unseres kleinen Staatswesens nicht außer acht lassen. Hätten wir uns in allen Teilen des öffentlichen Gedeihens an die Spitze gesetzt, so wäre damit nur die halbe Arbeit getan; wir dürfen nicht auf die höchsten menschlichen Aufgaben, auf die ernsthafte Pflege von Kunst und Wissenschaften verzichten.»

Aber sein Blick blieb dabei nicht an den Stadtmauern hängen. «Mehr als je liegt heutzutage die Bedeutung einer europäischen Stadt darin, daß sie nicht nur am Dahintreiben der Zeit teilnehme, sondern durch die Schulung und Charakterbildung ihrer Bewohner zum eindringlichen Verständnis des Lebens und seiner Rätsel das Ihrige beiträgt. Zur Uebernahme dieser hohen Aufgabe darf sich Basel durch seine Vergangenheit in ungewöhnlichem Maße berufen und verpflichtet fühlen.» Als Künder dieser Mission schienen Bernoullis überbordender Aktionsfreudigkeit keine Pläne zu weitgehend: ein Gratiszeitung für die Massen («Der Stab») eine großangelegte Zeitschrift für das kulturelle Mitteleuropa. Wenn die Wirklichkeit dann diese hochfliegenden Pläne von selbst zurückstellte, so minderte

das die Lust, seine Feder in den geistigen Tageskampf zu tragen, keineswegs. Immer wieder gab sich Gelegenheit, in Aufsätzen Basels kulturelle Tradition zu würdigen, Basler Geist an dem anderer Schweizer Städte zu messen. Unter diesen Tages-Essais sind Stücke von prachtvoll eindrücklicher stilistischer Formung. Aber auch unter seinen poetischen Gelegenheitsarbeiten finden sich aus diesen aktiven Jahren immer wieder solche von faszinierender Schönheit und Einfachheit im Ausdruck. Wer als Student am Universitätsjubiläum von 1910 sein Loblied auf Basel unter dem sommerlichen Himmel mitgesungen, in dem tönt es lebenslang nach:

«Vaterstadt, auf Fels gegründet,
guten Schwestern treu verbündet
und vom grünen Strom umspült —
Heute unter unsern Fahnen
hast du, wie schon bei den Ahnen,
dich gesund und jung gefühlt.

Unser Sinn hat sich erhoben
zu den hohen Türmen droben,
Die die Väter dir geweiht. —
Beim Geläute deiner Glocken
sind wir wieder froh erschrocken
Ueber deiner alten Zeit.

Aber wir nach neuen Maßen
gründen Burgen, bauen Straßen,
Fahren auf des Flusses Flut.
Ungeduldig drängt das Leben.
Mutterhände mußst du heben
über uns zur guten Hut.

Und solange der Rhein will rauschen
wollen wir die Herzen tauschen
und dich lieben Hand in Hand. —
Und so viel die Linden blühen
soll vor unsern Augen glühen
hell dein Bild am Himmelsrand.

«Nur der Schaffende ist fromm», hat Bernoulli ein Jesus-Gleichnis gedeutet. C. A. Bernoullis Schaffenskraft schien unbegrenzt und unerschöpflich, und die Vielseitigkeit ihrer Ausstrahlung war unerhört. Und wie aus seinen religiösen Kämpfen, so steht auch aus der verwirrenden Fülle seines wissenschaftlichen und dichterischen Wirkens das Bild eines ehrlichen Suchers, Streiters und Bekenners auf. Seinem allen Einflüssen offenen Wesen ist manche Enttäuschung nicht erspart geblieben, und dieser und jener Altar, der in Begeisterung errichtet wurde, ist später wieder verbrannt worden.

Nicht zufällig hat sich schon der Student das Pauluswort vom läuternden Feuer als Wegweiser gewählt.

Aber wie in der Flamme außer dem stetig hell strahlenden Kerne auch der unetwackelnde Schein und der verschwelende Rand da sind, so kann auch an eines Menschen Werk nicht alles strahlende Mitte sein. Manches wird vielleicht erst, von zufälligem Beiwerk befreit, mit der Zeit seinen hellen Kern weisen und bewahren.

Und so mag vielleicht die Auferstehungskurve der unzerstörbaren Kraft, die des Dichters großer Vorfahr gefunden hat und die uns von dessen Grabstein im Kreuzgang in ihrer Rätselhaftigkeit entgegenschaut, sich auch an C. A. Bernoullis Lebenswerk erwahren:

Mutata eadem resurgo.
